



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Lust und Leid eines Afrikamissionars.

an . . . Zuhause hatten die ehrl. Schwestern inzwischen tüchtig gebetet, daß der arme Schlucker doch glücklich sein Ziel erreiche . . . Und er hat es erreicht, wenn auch arg mitgenommen. Zwei Tage mußte ich mit meinen zerschundenen und aufgeschwollenen Füßen das Bett hüten . . . Aber trotz allem möchte ich mit keinem Menschen auf Erden tauschen . . ."

Lust und Leid eines Afrikamissionars

Tagebuchblätter von P. Majara CMM.

(Fortsetzung)

Eine harte Nuß

Der erste Sonntag war vorbei. Damit war ich auf meiner Station und bei meinem schwarzen Volke feierlich eingeführt. Nun begann der graue Alltag, das nüchterne Leben.

Die erste Schwierigkeit, die zu überwinden war, das war die Sprache. Jeden Tag saß ich von morgens bis abends vor meiner Hütte unter dem weit vorspringenden Strohdach, das Lehrbuch der eingeborenen Sprache auf dem Schoß und paukte und büffelte und „borte“ und „ochste“ Wörter und Regeln. Diese Grammatik umfaßte etwa 700 Seiten. Sie trieb mir mehr Schweiß aus den Poren als die südliche Sonne.

Wenn man eine europäische Sprache lernt, so findet man darin doch viele Anklänge an die eigene Muttersprache, aber die Sprache der Wilden hat keine Verwandtschaft mit unseren Kultursprachen; ihre Laute sind ganz fremd und darum anfangs schwer zu verdauen wie oberpfälzische Kartoffelklöße. Was ich an einem Tage lernte, hatte ich am andern Tage wieder vergessen. Ja, man muß sich schon tüchtig auf die Hinterbeine setzen und schwitzen, um diese Nuß zu knacken. Es ist einfach zum Haar- ausreißen, so man noch welche hat.

Trotzdem, wenn man diese Sprache studiert, muß man sich wundern über ihren geistvollen Aufbau, die nach bestimmten Gesetzen geordneten Formen und den Klangreichtum ihrer Worte. Ihre Sätze klingen und singen wie Musik. Jedes Wort beginnt und endet mit einem Selbstlaut.

Wenn die Schwarzen ein fremdes Wort in ihre Mundart einführen, muß es sich diesem Gesetz unterwerfen. Mein Reitpferd war weiß, darum riefen es die Schwestern Schimmel, die Buben aber nannten es ishimela. Zudem wird das „r“ des fremden Wortes gewöhnlich in ein „l“ verwandelt oder umgekehrt.

Als ich zum erstenmale die hl. Messe las bei den Schwarzen, wunderte ich mich, als der Ministrant beim Evangelium antwortete: Groria tibi, Domine, und am Ende Raus tibi, Christe. Nach der hl. Messe fragte ich ihn: „Warum sagst du Groria, es heißt doch Gloria?“ Entschuldigend meinte er: „Vater, ich kann das „l“ nicht sprechen.“ „Wie heißt du denn?“ „Ich heiße Flanz.“ „Warum sagst du Flanz, es heißt doch Franz?“ „Vater, ich kann das „r“ nicht sprechen.“

Einmal kam eine Frau. Sie wollte ihr Kind getauft haben. Ich fragte: „Wie soll das Kind heißen?“ „u Balabala.“ „Was? Das ist doch kein christlicher Name!“ „Aber er steht doch im Kalender.“ „Zeige ihn mir!“ Richtig, da stand Barbara.

Unausprechlich für die Schwarzen war mein Familienname „Hastreiter.“ Damals hatte ich den Klosternamen Winfried noch nicht. Die Buben gaben alle Hoffnung auf mich beim Namen zu rufen. Sie nannten mich einfach ubaba omfutshane onesilevu eside, d. h. der kurze Vater mit dem langen Bart.

Dieser Name war natürlich viel zu lang. Um einen neuen zu finden, mußten sie erst irgendeine Eigenheit an mir entdecken, die dann für den Namen herhalten mußte.

Mein Nachbarmissionar kam einst zu Besuch und schwang sich kühn vom Pferde. Dabei platzte die knappe Reithose. Die Buben nannten ihn nun „die geplatzte Hose.“ Später führte er schwarze Kinder ein auf seiner Station. Da nannten sie ihn einfach „das schwarze Kind.“ Der ehrw. Vater Abt bekam Brillen. Gleich hieß er „u Masastele“, d. h. der Fenstermann. Auch an mir hatten sie bald eine Eigenart entdeckt.

Schon früher habe ich meinen lieben Lesern erzählt, wie schwer mir das Reiten fiel. Und die meisten Missionare sitzen fast jeden Tag stundenlang im Sattel. Nun sind die Strecken unheimlich weit und man muß wenigstens Trab reiten, wenn man vorwärts kommen will. Also wenn ich zu Pferde saß, setzte ich das Pferd in Trab. Aber jetzt kam die Schwierigkeit. Statt mit dem Pferd hochzuhopsen, schnellte ich schon vorher im Steigbügel hoch. Und wenn der Gaul seinem Schritt entsprechend hoch ging, kam ich schon wieder nieder. Mit einem schmerzlichen Zusammenprall trafen wir uns ungefähr in der Mitte. Das war lästig für den Gaul, aber auch für mich. So wurde ich dauernd geprellt. Wenn ich nach langem Ritt nach Hause kam, war mein Sitzfleisch ganz wund und mürbe. Ich mußte drei Kissen unterlegen und konnte noch nicht sitzen. Jedesmal kam ich heim wie ein verprügelter Schulbub. Und im Stillen dachte ich mir, wenn das so weiter gehen soll bis an mein seliges Ende, dann kann ich mein Segfeuer schon auf dieser Welt abbüßen.

Aber Gott sei Dank! Es ging nicht immer so fort. Eines Tages ritt ich auch heim im Schritt, gemütlich und gemächlich. Der Weg führte eben über eine weite Steppe. Auf einmal höre ich hinter mir Pferdegetrappel. Ich wende mich um. Da flüzt ein Kaffernbub an mir vorbei in rasendem Galopp und — mein Schimmel gleich hinter drein. Wie ein Pfeil schoß er dahin und ich saß darauf verzweifelt, die Zähne aufeinandergebissen, die Knie angepreßt, die Ferse hineingebogen, die Zügel krampfhaft angezogen. „Michel“, dachte ich, „jetzt bist hin.“ Schon wollte ich mich vorbereiten auf einen mächtigen Schwung aus dem Sattel — da merkte ich allmählich, das geht ja famos im Galopp, das geht ja leichter als im Trab. Da wird man nicht gehopft, aber man sitzt wie auf einem Sofa, Roß und Reiter fliegen dahin wie ein Stück. Schließlich ließ ich dem Gaul vollends die Zügel und — wir waren schnell daheim.

Die Aufregung hatte mich müde gemacht. Trotzdem dachte ich mir, das muß ich gleich wieder probieren und am nächsten Tage setzte ich auf der Steppe den Schimmel wieder in Galopp und raste dahin, so weit der Weg es erlaubte. Ich glaube, wir hatten beide Spaß daran, mein Schimmel und ich.

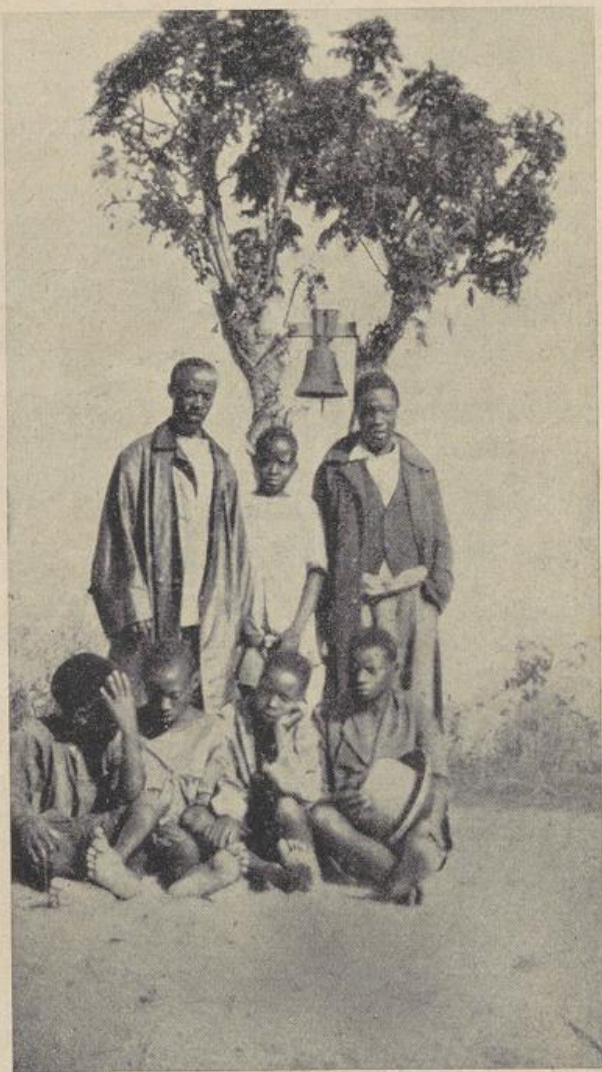
Auch die Schwarzen hatten das beobachtet. „Jetzt bist du ein richtiger Kaffer!“ rief mir einst ein Katechet nach, als er selber auf seinem flinken Roß nicht mehr mitkommen konnte. Von nun an hießen mich die Leute „uMajara“, d. h. Schnellreiter, Galoppvater. Ohne zu wissen, hatten

sie so meinen Familiennamen Hastreiter wörtlich ins Zulu übersetzt. So wurde ich der Majara.

Eines Tages fuhr ich auf der Eisenbahn. Der Zug lief in einer Station ein. Ich ging ans Fenster und ließ meinen langen Bart hinaushängen. Die Schwarzen erkannten mich daran sofort als Missionar. Andere Leute tragen ja gewöhnlich keinen Vollbart in Afrika. Schnell kam eine schwarze Frau herbeigesprungen: „sakubona, baba!“ Grüß Gott, Vater! „ubani igama lafo“, wie heißt du? Ich antwortete richtig: P. Hastreiter. Sie war enttäuscht. Diesen Namen hatte sie noch nicht gehört und hilflos stammelte sie: „hali hali hali . . . Ich bring es nicht heraus, sage es noch einmal. Wie heißt du?“ Ich wollte sie etwas necken und sagte: Diridatumdarides. Sie schlug die Hände über dem Kopf zusammen und begann wieder: „dali dali dali . . .“ Schließlich brach sie in ein Lachen aus und meinte: „Aber Vater, du hältst mich nur zum Narren, bitte sag mir doch deinen wahren Namen!“

Wieder antwortete ich: „Horibilibrififar.“ Das schlug dem Faß den Boden aus. Verzweifelt begann sie zu stottern: „holi holi holi . . .“ Schließlich wurde sie fast böse: „Aber das ist doch dein Name nicht, jetzt frage ich dich zum letztenmal, wie heißt du?“ Laut und langsam sprach ich lachend das Wort „Majara.“ Da leuchtete ihr Gesicht auf. Jubelnd rief sie: „Majara, ja jetzt verstehe ich dich, Majara, Majara.“ Der Name schwirrte durch die Reihen der Schwarzen. Als der Zug weiterfuhr schrien sie mir fröhlich nach: „hamba kahle, Majara; gute Reise, Galoppvater.“

Als die Eisenbahn in Afrika eingeführt wurde, war das für die Eingeborenen etwas Unbegreifliches, Unerhörtes. Sie waren gewohnt zu sehen, daß ein Lastwagen von 18 Ochsen gezogen wurde. Nun sahen sie plötzlich 18 mächtige Wagen und keinen Ochsen vorne angespannt, sondern ein gewaltiges,



Missionsglöcklein in der Zulawaho-Mission
Photo: Mariannhiller Mission

riesiges, eisernes Ungetüm, das rauchte und pfauchte, Kohlen fraß und Feuer spie. Sie mußten denken: „Wenn da nicht der Teufel dahintersteckt, gibts keinen mehr.“ Nun mußte man dieses neue Kind auch taufen. Sie nahmen dafür das englische Wort „steamer“ (Dampfer). Umgebildet nach den Lautgesetzen ihrer Sprache entstand so das klangvolle Wort isitimela, d. i. Eisenbahn.

Anfangs möchte man über der Grammatik der Zulusprache fast den Mut verlieren. Bis zum Predigen ist es schon ein weiter Weg, aber wenn man tagelang nichts anderes hört als Zulu, bleiben die Laute allmählich im Ohre haften, der Mut wächst und mit dem Fortschritt die Freude und schließlich wird es ein Genuß, diese Sprache zu studieren und zu sprechen. Weit und breit war ich der einzige weiße Mann und den ganzen Tag hörte ich das lustige Lachen und Lärmen der Kinder auf dem Spielplatz vor meiner Hütte. Da ging das Lernen immer schneller, bis ich nach drei-viertel Jahren die ersten Artikel schreiben konnte in der Eingeborenen-Zeitung.

Heute, wenn ich in stiller Stunde zurückdenke an jene verklungenen Tage, breitet die Seele ihre Schwingen und die Gedanken wandern über Länder und Meere. Aus der Erinnerung tauchen auf kleine schwarze Krauseköpfe, die lieben Laute ihrer Sprache klingen wieder an mein Ohr und der heiße Wunsch steigt auf in der Seele: Möchte ich sie doch wieder sehen über den Sternen, alle die meine Schäflein waren da unten im Süden. Langsam falten sich die Hände und leise drängt sich auf die Lippen ein Gebet für dieses arme Volk mit seiner reichen Sprache, und wie im Traume flüstere ich: „Baba wetu os' ezulwini . . .“, Vater unser, der du bist in dem Himmel . . .

(Fortsetzung folgt)

„Es gab Riesen auf der Erde in jenen Tagen . . . Gewaltmenschen, berühmt von altersher“ Gen. 6,4

Von P. Otto Ripp CMM.

Zulu Komfiya, der Sohn des Nogandaya

Der hl. Verfasser weist hier nicht auf ein Geschlecht von Tugendhelden hin, sondern auf eine entartete Sippe von Menschen, die aus der Vermischung von Gotteskindern mit den Menschenkindern hervorwuchs. In diesen Menschen, aus denen jede Gottesfurcht gewichen war, wirkte sich der ganze Fluch des Abfalles von Gott aus. Des Schöpfers Bild und Gleichnis ward in ihnen zur Unkenntlichkeit mißgestaltet. Sie versanken in der Tiefe des Schlammes menschlicher Verderbtheit. Wenn sie als „Riesen“ bezeichnet werden, so deutet dieses Wort nicht so sehr auf ihre Körpergestalt hin, als vielmehr auf ihr böses Gewerbe, das sie ausübten. Sie waren der Schrecken für ihre Mitmenschen, über die sie herfielen, dieselben plünderten und mordeten. Der Urtext nennt sie „Draufgänger.“ Diese Art von Menschen treten in jeder Geschichtsperiode auf. Zulu ka Nogandaya, der Sohn des Nogandaya, ist nur ein ausgeprägtes Individuum jener Bande, die sich Tschaka, der Zulukönig, heranzog, mit de-